



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kleine ästhetische Streifzüge.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

in unnatürlicher Auflehnung gegen ihre eigensten Gesetze hervorbringen und sie zu tadeln, wenn sie sich innerhalb der ihnen angewiesenen Grenzen halten. Ueber nichts gehn wol die Ansichten so weit auseinander, als über Darstellbarkeit und Undarstellbarkeit. Es wird Vielen als Kezerei erscheinen, wenn der Verfasser die Darstellbarkeit des Gedankens in Frage zieht, der sich in der Schiller- und Goethegruppe zu Weimar aussprechen soll. „Wer den Gedanken dieser Gruppe zuerst geboren hat, meinte es wol gut mit unsern Dichterkhelden, hat aber die Leistungsfähigkeit der Plastik auf eine harte Probe gestellt. Schwerlich kann man eine härtere Abstraction ersinnen und ein minder greifbares Ding ausdenken, als die der Gruppe zu Grunde liegende Idee. Das Verhältniß zwischen beiden Dichtern, die Thatsache und die bestimmte Art ihres Zusammenwirkens soll in derselben zum Ausdruck kommen. Ist denn der Zusammenhang zwischen Goethe und Schiller etwas Einfaches und sinnlich Wahrnehmbares? Kann dieser Zusammenhang anders als zeitlich entwickelt werden? — wie er ja auch in Wirklichkeit nur nach und nach sichtbar wurde. Heißt denselben plastisch darstellen, nicht in Wahrheit ein verwickeltes und keineswegs unmittelbar verständliches Capitel der Literaturgeschichte symbolisiren? Es übersteigt schlechterdings die Grenzen der bildenden Künste und erscheint vollends für die Ausdrucksmittel der Plastik ganz unmöglich, das Wechselverhältniß zwischen den beiden Männern klar und richtig darzustellen.“ Dieser Ansicht stimmen wir (ohne das Werk gesehen zu haben) vollkommen bei, glauben aber gern, daß es dem Künstler gelungen sei, die Ungunst des Gegenstandes bis auf einen gewissen Grad zu überwinden, und wenn er auch nicht die angegebene Intention auszudrücken vermochte, doch eine schöne und bedeutende Gruppe unsrer großen Dichter zu geben.

Ganz besonders eignet sich Springers Buch zur Orientirung in den Kunstzuständen der Gegenwart durch seine Kürze und Uebersichtlichkeit. Seine praktische Brauchbarkeit wird durch ein angehängtes Künstlerverzeichnis erhöht; in diesem fehlen freilich manche Namen, die man zu finden erwarten könnte, und nicht alle Angaben dürften zuverlässig sein. Für den gewöhnlichen Gebrauch ist es vollkommen ausreichend.

Kleine ästhetische Streifzüge.

Als Schiller die Götter Griechenlands schrieb, jenes Gedicht, aus welchem eine so unnenmbare Sehnsucht nach der verlorenen Einheit der menschlichen Natur athmet, war es nicht die Kenntniß des griechischen Alterthums, was ihn befeelte, sondern ein innerer Instinct, der, durch den Pietismus und das

flache Formenwesen der Gegenwart verlegt, sich aus einzelnen halbverstandenen Bruchstücken ein Ideal ausmalte. Später, als er durch Humboldt, Goethe und seine eignen Studien tiefer in das Wesen der griechischen Kunst eingedrungen war, der er für seine besten Schöpfungen so viel verdankte, wurde ihm der Hellenismus seiner Jünger und Nachfolger allmählig zur Last, und wie er sich überhaupt am leidenschaftlichsten gegen solche Richtungen auszusprechen pflegte, die er selbst angeregt, dann aber als einseitig bei Seite geworfen hatte, schonte er in den Xenien die Gräcomanie seiner Schüler, namentlich Friedrich Schlegels ebenso wenig, als den neu aufkeimenden ästhetischen Pietismus, der über seine Götter Griechenlands den Stab brach.

In der That, so viel unsere Dichtkunst grade in der Periode von Weimar und Jena der Antike verdankt, so dürfte man die überspannte Gräcomanie wol als eine Krankheit bezeichnen. Sie wurde es im strengsten Sinne des Worts bei Hölderlin, sie ging in Heineses Romanen in etwas noch Schlimmeres über. Selbst über die schönsten Blüten, die wir ihr verdanken, breitet sich eine wehmüthige Färbung, die viel Anziehendes hat, die aber damals das deutsche Volk seinem geschichtlichen Leben entfremdete.

Wenigstens suchte man in jener Zeit, indem man den Griechen nachempfand, sich zugleich ihre plastische Gestaltungskraft anzueignen und so lange Homer und die Tragiker die Leitsterne unsrer Dichter blieben, wurden diese angeregt, ebenso hell zu sehen und ebenso bestimmt zu schreiben als ihre Vorbilder.

Anderß wurde es, als durch die Naturphilosophie und durch das Studium Platos und der Alexandriner die Aufmerksamkeit auf die symbolische Seite der Mythologie gerichtet wurde. Man begnügte sich nicht mehr mit dem einfachen Inhalt, der in den Werken der Dichter wirklich ausgedrückt war, sondern man suchte hinter ihre tiefere Bedeutung zu kommen. Was dies Bestreben in der Wissenschaft für Unheil angerichtet hat, ist bekannt; aber der Einfluß erstreckte sich auch auf die Dichtung, und wenn wir Goethes Pandora, Helena und manche von den lyrischen Gedichten der spätern Periode mit der Iphigenie vergleichen, so erkennen wir, wie sehr sich die poetische Neigung aus dem Plastischen ins Symbolische verirrt hatte. Eine Parallele zwischen entlegenen Perioden der Weltgeschichte hat immer etwas Mißliches; wenn man aber das Verhältniß zwischen dem Hellenismus der Jahre 1770 bis 1800 und dem Hellenismus der Jahre 1800—1830 mit dem Verhältniß der Dichter des peloponnesischen Kriegs zu den alexandrinischen Dichtern vergleicht, so dürfte die Begründung wol nicht schwer fallen. Man erkennt die Verwandtschaft der jüngern Dichtungen mit den Alexandrinern schon daraus, daß sie ohne einen weitläufigen Gelehrtencommentar kaum zu verstehn sind.

Später ging der Strom der deutschen Dichtung in andere Richtungen.

Zuerst lernte man die Poesie der romanischen Völker kennen und würdigen, dann machte man bei dem Durchstöbern der alten Mythologie die überraschende Entdeckung des deutschen Lebens. Diese Entdeckung hat die Wissenschaft und Kunst aufs erfreulichste bereichert, die letztere freilich nur auf den Gebieten der Lyrik und Genremalerei. Der Hellenismus wurde mehr und mehr der Wissenschaft überlassen, und sie hat ihn zu einem stattlichen Gebäude ausgebildet, in dessen labyrinthischen Gängen sich kaum ein einzelner Gelehrter mehr zurecht finden kann.

Allein Spuren von der alten nach Griechenland gerichteten Sehnsucht fanden sich noch immer vor. Wir haben die populären Aufsätze aus dem Alterthum von Lehrlern schon mehrfach erwähnt. Wir machen hier auf das geistreiche Werk, dessen eigentlich gelehrter Inhalt uns nichts angeht, noch einmal aufmerksam, weil wir aus ihm vielleicht am augenscheinlichsten erkennen, was Goethe, Schiller und ihren dichterischen Zeitgenossen bei dem griechischen Ideal eigentlich vorschwebte. Mit unvollkommener Kenntniß, aber einer glücklichen Divination ausgestattet, vertieften sie sich in einzelne Schöpfungen des Alterthums und lauschten ihnen Geheimnisse ab, die manchem wirklichen Gelehrten entgingen. Hier tritt nun ein Gelehrter im strengsten Sinn des Wortes auf, der aus einer unermesslichen, ihm selbst freilich noch immer nicht genügenden Fülle des Wissens schöpft. Was wir aber am meisten bei ihm bewundern ist nicht seine Gelehrsamkeit, sondern eben jene Kraft der Divination, die unsere classischen Dichter auszeichnet. Indem er sich mit einer Andacht, die man wol fromm nennen darf, in den griechischen Vorstellungskreis vertieft, findet in seinem Innern derselbe Proceß statt, den er so schön bei den Alten nachweist: die Begriffe verwandeln sich ihm in Anschauungen, die Anschauungen in plastisch ausgeführte Gestalten, man sieht, wie in diesem Proceß seine ganze Seele thätig ist, und was bei einem wissenschaftlichen Buch wol sehr selten der Fall sein mag, man kann seine Schrift nicht ohne Rührung aus der Hand legen.

Bei dieser nervösen Empfänglichkeit, in welcher das griechische Leben mit leidenschaftlicher Erregung nachzittert, kann man die Abneigung gegen eine andere Schule der Philologie, die im Alterthum hauptsächlich das geschichtliche Leben aufsucht und vom historischen und philosophischen Standpunkt den Untergang jener wundervollen Zauberwelt begreift und rechtfertigt, kann man auch die Bitterkeit, mit der er sich zuweilen über sie ausspricht, wol erklären. Es geht dem geistvollen Philologen wie seinen Vorgängern, den Dichtern: ihrer vorwiegend ästhetischen Empfindungsweise ist das geschichtliche Leben nicht bloß fremd, es ist ihnen, ohne daß sie sich völlig darüber klar werden, verhaßt. Dofers werden wir an jenes Phänomen erinnert, welches man zu Anfang dieses Jahrhunderts als schöne Seele bezeichnet, und wie wenig diese

Stufe des Bewußtseins sich mit der unerbittlichen Macht der historischen Entwicklung verträgt, muß man beim alten Hegel nachlesen, der über dies wie über manches Andere ewige Worte gesagt hat.

Indem Lehrs sich bemüht, den Dichtern bis in die geheimsten Regungen ihres Gemüths nachzuempfinden, wird sein Urtheil so mit dem ihrigen verflochten, daß es nur in der Form der Sympathie austritt. Daraus erklärt sich die bei einem Verehrer Homers wunderbare Begeisterung für jene symbolischen Werke Goethes, denen doch das fehlt, was hauptsächlich die Alten auszeichnet, die Zeichnung. Es ist uns aufgefallen, einen wie gedeihlichen Boden diese Richtung grade in Königsberg gefunden hat. Rosenkranz in seiner Schrift über Goethe, die in der Zeit ihres ersten Erscheinens 1847 auf die würdige Auffassung des Dichters sehr günstig eingewirkt hat, bespricht mit besonderer Wärme diese Erzeugnisse des Alters. Ebenso Cholevius in seiner Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen, ein Werk, das noch lange nicht hinreichend gewürdigt ist, und dessen Einseitigkeit man sehr bequem dadurch ergänzen kann, daß man neben seinem idealistischen Gesichtspunkt auch den entgegengesetzten, ebenso berechtigten geltend macht. Auch in Meyers Geschichte der Botanik ist die geistvolle Darstellung der antiken Naturbetrachtung nicht der am wenigsten interessante Theil. Noch sei hier der Vortrag des Director Forkel über die Lebensweisheit des Komiker Menander erwähnt, welcher hauptsächlich die Vorstellungen der Alten über den Dämon und die Tyche, die auch in Lehrs Aufsätzen eine Hauptrolle spielen, an einem einzelnen Beispiel ausführt.

Ein Königsberger ist gleichfalls der Dichter Ferdinand Gregorovius, dessen Euphorion, eine Dichtung aus Pompeji in 4 Gesängen (Leipzig, Brockhaus) wir hier mit einigen Worten anzeigen. Daß die Dichtung sich im Allgemeinen von den griechischen Stoffen und Formen zu den deutschen abgewandt hat, halten wir aus Gründen, die wir schon mehrfach auseinandergesetzt haben, für ein Glück. Allein es hat auch seinen Nachtheil, wenn man einer strengen Schule entflieht. Wir sind selten in der Lage, eine neue lyrische Sammlung zu durchblättern, ohne über die Rohheit und Geschmacklosigkeit der Form zu erstaunen, um von dem dürftigen Inhalt ganz zu schweigen. Bewegt man sich auf griechischem Boden, so ist man wenigstens genöthigt, auf seine Haltung zu achten und sich daran zu erinnern, daß man in guter Gesellschaft ist. Dieser Sinn für schöne Form hat uns in dem vorliegenden Gedicht wohlthätig berührt, wenn der Dichter auch mitunter zu weit geht, z. B.

Als ob innen der Geist ihm wäre gelöst vom Dasein
 War es zu Sinn ihm da, als flög er den Himmel entlang nun
 Klarus gleich, gramselig entzückt auf Flügeln Auroras.

Diese Sprache kann man nicht wol griechisch nennen, sondern romantisch, und zwar ist es diesmal eine bestimmte romantische Muse, die Muse Leopold Schefers, die den Leitton gegeben hat. Der Dichter rechnet sich übrigens, wie es bei dem Nachgeborenen einer poetischen Richtung begreiflich ist, zur freitenden Kirche und hat sein Glaubensbekenntniß, wenn nicht ausführlich auseinandergesetzt, doch wenigstens so weit angedeutet, daß wir uns bei Gelegenheit desselben einige Fragen erlauben dürfen.

Lied, eh weiter du eilst mit der wechselnden Lampe des Lebens,
Tritt zu den fernern Geliebten mir froh und der sanften Olive
Kränze vertheile und sprich: Heil, Edle, Wenige, Heil euch!
Die in der Brust ihr noch idealische Flammen ernähret,
Abhold Eitlem und Feinde der dunklen Tagesgewohnheit.
Fehl es an Licht doch nimmer im Leben, an herzlicher Luft euch
Nie! an das blühende Haus mag stets auch pochen Aurora
Hold, und sie führe herein in den Saal euch himmlische Stunden
Und zu den Festlichen seien als Gäste die Götter geladen,
Gaben der Liebe entschüttend und weiserer Wünsche Gewährung.

Die Frage ist nun, worin der Idealismus dieser Dichtung liegen soll, im Inhalt oder in der Form? Daß zu Neros Zeit im Ganzen das Leben poetischer war als bei uns, wird der Dichter kaum behaupten. Von der schmutzigen Verworfenheit, der Infamie und der Abgeschmacktheit jener Zeiten ist alle Welt überzeugt. Die Schilderungen unseres gelehrten Mitarbeiters aus dem Alterthum geben aber auch hinreichende Proben von ihrer albernen Spießbürgerlichkeit.

Oder in der Form? — die Hexameter, in denen Hermann und Dorothea geschrieben ist, breiten um diese Dichtung ein schönes Gewand, aber die Prosa des Wilhelm Meister ist auch nicht zu verachten: es wird darauf ankommen, daß jeder poetische Stoff die ihm angemessene Form findet.

Und hier scheint es uns nöthig, damit nicht mit den Stichwörtern des Idealismus und Realismus ein ähnlicher Unfug getrieben werde, wie im Mittelalter mit den Stichwörtern Nominalismus und Realismus, die Frage aufzustellen, was beides heißt.

Was heißt künstlerischer Idealismus? Die Fähigkeit hinter dem Zufälligen und Unwesentlichen der Erscheinung das Wahre und Wesentliche zu entdecken und demselben eine vollendete Gestalt zu geben.

Und was heißt künstlerischer Realismus? — Genau dasselbe. Es besteht in den Principien der Kunst kein Unterschied. Die Mittel, die man anwendet, müssen der bestimmten Kunstform entsprechen. Bezweckt man Erhebung des Gefühls, so muß man in großen Zügen malen, man muß alle Nebenvorstellungen sorgfältig entfernen, will man dagegen komisch oder humoristisch

wirken, so muß man detailliren. Will man jenes Idealismus und dieses Realismus nennen, so ist nichts dagegen zu sagen, nur wird das eine vom andern nicht widerlegt, so wenig als die niederländische Schule von der italienischen Schule widerlegt wird.

Aber dem Dichter wie den meisten Aesthetikern, die sich über den Idealismus vernehmen lassen, scheint etwas Anderes vorzuschweben. Sie verstehn darunter dasjenige, was auf uns den Eindruck des Fremdartigen macht im Gegensatz zu den Erscheinungen des täglichen Lebens. Gegen diesen Unterschied müssen wir protestiren, wenn er zugleich einen Unterschied des Werths ausdrücken soll. Wenn man den Ausbruch des Besuvs schildert, so ist das freilich ein höherer Gegenstand der Landschaftsmalerei als wenn man eine märkische Ebene porträtiren wollte, aber auch die letztere läßt sich poetisch darstellen, wie Willibald Alexis gezeigt hat. Es kommt auch hier darauf an, das Wahre und Wesentliche herauszuerkennen und es im Geist wieder zu gebären. Ein Trinklied ist deshalb nicht poetischer, weil es in der fremdartigen Form des Gasels und mit unaussprechlichen arabischen Namen ausstaffirt ist. Der Poet hat die Aufgabe, nach Goethes wunderbar schönem Ausdruck, den unwölkten Blick zu öffnen und ihm die tausend Quellen neben dem Dürstenden in der Wüste zu zeigen.

Was wir hier gesagt haben möge zugleich die Besprechung mancher uns vorliegenden Viedersammlungen ersetzen.

In den Gedichten von F. A. Maerker (zweite Ausgabe, zwei Bände, Berlin, Decker) haben wir mit großem Vergnügen die Sorgfalt und den strengen Geschmack in der Form bemerkt, der aus einem einsichtsvollen und eifrigen Studium des Alterthums hervorgeht. In den Gedichten von Diefenbach (Berlin, Wohlgemuth) hören wir manche wirklich aus dem Herzen hervorquellende Töne. Anspruchsvoller tritt eine andere Sammlung auf: Mythoterpe, ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch. Dichtungen von Amara George, Georg Friedrich Daumer und Alexander Kaufmann (Leipzig, Brockhaus). Die Sammlung soll gewissermaßen einen Cyklus sämtlicher Mythologien enthalten, griechisch, persisch, muhammedanisch, rabbinisch, christlich, nordisch u. s. w. Im Wesentlichen ist es dieselbe Aufgabe, die sich Herder in den Stimmen der Völker gesetzt hat, nur mit dem Unterschied, daß nicht das allgemein Menschliche, sondern das Fremde, Auffallende hervorgehoben wird, und daß die Form eine sehr künstliche ist. Neben manchen spielenden und gezielten Erfindungen begegnen uns einige von ungewöhnlich poetischer Kraft, namentlich in den umfassenderen Gemälden von Kaufmann. Ueberhaupt halten wir es im Ganzen mehr mit der alten Weise der Dichtung, die nicht bloß andeutet, sondern wirklich ausführt. Es ist grade in Deutschland in der kleinen epigrammatischen Viederform viel Bedeutendes geleistet,

aber in diesem Genre hat die Combination zuletzt eine Grenze: am meisten empfinden wir das in den narkotischen Nachbildungen des Persischen, die uns mit ihrem intensiven gleichförmigen Geruch mehr betäuben als erfrischen.

Mit großem Vergnügen haben wir die 4. Auflage der Gedichte von Wilhelm Müller (2 Bände, Leipzig, Brockhaus) durchblättert. Einzelne von diesen, namentlich die schöne Müllerin und die Winterreise, sind durch Schubert unsterblich gemacht, an die Griechenlieder heftet sich noch ein anderes Interesse, aber auch in allen übrigen, selbst den unbedeutenden Liedern spricht sich der echte Dichter und was uns ebenso lieb ist, der deutsche Dichter aus.

Noch möge hier die vorläufige Anzeige zweier Werke einen Platz finden, auf die wir uns vorbehalten, nach ihrer Vollendung näher einzugehn. Goethes Leben von Heinrich Viehof, 3. Auflage (bis jetzt 10 Lieferungen, Stuttgart, Becher) und die Geschichte der Architektur von Wilhelm Lübke (Köln, Seemann). Hier machen wir nur darauf aufmerksam, daß Viehofs Schrift durch Lewes keineswegs überflüssig gemacht wird, da sie viel reichhaltigere Notizen und Nachweisungen gibt, und daß Lübke sein für das praktische Bedürfniß mit großem Verstand eingerichtetes Handbuch durch zahlreiche Zusätze und namentlich auch durch zahlreiche neue Holzschnitte erweitert hat.

Literatur.

Reidhart von Reuenthal, herausgegeben von Moriz Haupt. Leipzig, Hirzel 1858. 8. — Reidhart ist unter den ritterlichen Dichtern im Anfang des 13. Jahrhunderts sowol durch seine eigenthümliche Dichterkraft als durch die Schwierigkeiten, welche seine Poesie darbietet, merkwürdig. Bis vor wenig Jahren war er das große Räthsel unserer Literaturgeschichte. Seine Person sogar war sagenhaft geworden. Als die Gedichte der übrigen Minnesänger, auch die Walthers von der Vogelweide lange vergessen waren, wurden noch Lieder von Reidhart für die Trinkstuben der Zünfte gedruckt und gesungen, und 300 Jahre nach seinem Tode wurden Anekdoten von ihm erzählt, in denen der graziöse Hofmann vom Jahr 1210 als Eulenspiegel erscheint, der die Erdbeeren unter dem Hute seines Fürsten mit etwas Anderem vertauscht. Daß er so lange in der Seele des Volkes haftete und daß sein Bild so wunderbar durch die derbe Laune späterer Zeiten verzogen wurde, ist an sich auffallend genug. Aber die Gedichte, welche unter seinem Namen uns geblieben sind, haben noch mehr Befremdliches. Sie unterscheiden sich auffallend von den Poesien andrer Minnesänger. Neben zahlreichen Strophen, in denen nach der conventiönnellen Weise der höfischen Dichter die Ankunft des Frühlings begrüßt, die des Herbstes beklagt und die Sehnsucht nach der Geliebten ausgesprochen ist, stehen in denselben Gedichten andere von durchaus abweichendem Inhalt, Scenen aus dem Leben der